

Selbstvernichtung eines Aussteigers

Friedrich Cerhas «Baal» in Nürnberg

Mit der dritten Inszenierung seit der Uraufführung von 1981 bei den Salzburger Festspielen ging Friedrich Cerhas Brecht-Oper «Baal» am Nürnberger Musiktheater als süddeutsche Erstaufführung über die Bühne. Es war ein wenig still geworden um dieses Werk, seit es in der Regie von Kurt Horres in Darmstadt nachgespielt worden ist (Herbst 1981); die Theater scheinen sich nicht um das Stück zu reißen. Die Premiere in Nürnberg bestätigt den ersten Eindruck aus Salzburg: Das kompositionstechnische Können Cerhas, seine souveräne Handwerklichkeit im Umgang mit Tonalem, Atonalem, Clusterwirkungen, variabler Rhythmik, ariosem Gesang und Sprechen auf Tonhöhe sind bewundernswert, auch die immanente Sprachgebärde, welcher der musikalische Fluß fast immer folgt.

Für seine Oper hat Friedrich

Cerha vier der fünf «Baal»- Fassungen Bertolt Brechts herangezogen. So steht in der Vertonung die in der vierten Fassung enthaltene Ichthyosaurusparabel neben der Legende von der Dirne Evelyne Roe, die nur in der Erstversion von 1918 vorkommt. Im Verzicht auf den «Choral vom großen Baal» wird erkennbar, daß Cerha expressionistische Sprachgestik eliminieren wollte, um «Baal» zu aktualisieren, um jenen Aspekt zu betonen, der das Hauptmotiv, die dramatische Idee der Oper bilden soll: einen Menschen zu zeigen, der weder so leben kann noch so leben will wie seine Umwelt es erwartet und folglich von der Gesellschaft isoliert ist.

Dieses Zentralmotiv schält die Inszenierung von Götz Fischer geradezu regiewütig heraus, mit allem Aberwitz, allem Sarkasmus und allen Assoziationen, die ihm nur eingefal-

len sind. Was es in dieser Inszenierung zu bestaunen und zu verdauen gibt, kommt von der Bühne, die Reinhard Heinrich mit knalligen Pop-Elementen, mit viel Kunststoff als dem toten Material unserer Zeit ebenso phantasievoll wie beklemmend eingerichtet hat. Es hat sich gelohnt, für diese Produktion einem dem Haus verbundenen Regisseur einen renommierten Bühnenbildner zuzugestehen.

Dieser Nürnberger «Baal», der Salzburger Uraufführungs-Inszenierung von Otto Schenk an Aktion, Schärfe, Unerbittlichkeit und Experimentierfreude absolut überlegen, ist eine panoptische Messe für den «Gott der Niedrigkeit, der Gaumen und der Hoden», wie ihn Brecht 1945, rückgreifend auf die Grundidee des «Baal», in den «Gedichten» beschwört. Gesellschaftskritik, Karikatur, Abgeschmacktheit, fäkalischer Ingrim geben in den 24 Bildern (die auf ein Grundmodell gebannt sind) szenisch wieder, was Baal in einem Kernsatz angeekelt sagt: «Die Welt ist ein Exkrement des lieben Gottes.»

Gleich mit dem ersten Bild setzt die Inszenierung kritische Zeichen. Götz Fischer ist es auch immer wieder gelungen, die lyrischen Momente, die in Brechts Stück und Cerhas Musik so zahlreich enthalten sind, expressiv herauszuarbeiten.

Mitunter wird auch draufgedoppelt. Das Bild in der Spitalschenke ist eines der beklemmendsten dieser In-



szenerung. Wenn aber später Baals Mutter auch im Klinikbett und am Tropf hängend stirbt, dann gerät die Inszenierung in den Verdacht der Masche, und es grüßt auch Neuenfels mit der «Macht des Schicksals» aus Berlin.

Die Musik kommt gegen die Szene nicht an. Wolfgang Gayler indes erwarb sich erneut Ansehen als prädestinierter Sachwalter moderner Partituren. Mit dem präzis spielenden Philharmonischen Orchester traf er genau alle Stimmungswerte. Vor allem die lyrischen Szenen waren sehr sorgfältig und animiert getroffen, ganz konform mit der Inszenierung. Da gab es wundersame Ariosi, es herrschte Atmosphäre; Schwerpunkte waren eindrucksvoll dort gesetzt, wo man nicht überrumpeln kann. Dohnányi in Salzburg war härter, Gayler in Nürnberg vielgestaltiger.

Fabio Giongo löste bravourös das Problem einer «Baal»-Inszenierung, bei der ein den stimmlichen Anforderungen gewachsener Titel-Anti-Held im Grund zu alt ist. Es wurde hier gar nicht erst der Versuch gemacht, Baal zu verjüngen. Götz Fischer setzte auf einen Aussteiger nach der Midlife-crisis, auf einen, bei dem die Selbstvernichtung letzte Konsequenz aus der Summe trüber Lebenserfahrungen ist. Giongo ließ Baal diesen Weg gehen, brutal und sensibel, verkommen und doch mit einem Rest Selbstachtung, ein saufender und hunder Egozentriker, dem am Ende, im Verrecken, noch die «Verklärung des Baal» gelingt, wie sie Bertolt Brecht gemeint hat. Beispielhaft die Deklamation, hervorragend die stimmliche Charakteristik. Allein

durch einen Sängerdarsteller vom Format Fabio Giongos sind in Nürnberg aufsehende Produktionen wie Ligetis «Le Grand Macabre», Reimanns «Lear» und jetzt Cerhas «Baal» überhaupt möglich geworden.

Ekart als das alter ego des Baal, der mit dem Freund auch ein Teil von sich selbst tötet, war Heinz-Klaus Ecker: ein mächtiger Gegenspieler mit Profil und Sensibilität. Für die 49 Rollen mußte fast das gesamte Nürnberger Ensemble aufgeboten werden. Die Leistungen waren durchweg ausgezeichnet. Gudrun Ebel als gedemütigte Sophie, Gail Steiner als desillusionierte Johanna, Günter Neubert als frustrierter Johannes, Karen Rambo als Kaschemmenflittchen Luise, Kurt Leo Sourisseaux als fressend schwadronierender Geistlicher, **Zachos Terzakis als irrer Gougou** seien stellvertretend für alle genannt.

Wer Buhgeschrei als Gradmesser für Qualität nimmt, muß diese Inszenierung, Götz Fischers bisher beste Arbeit in Nürnberg, für gescheitert erklären, denn es gab am Ende keinen Protest. Nürnberg hat wieder ein Stück modernen Musiktheaters auf dem Spielplan in einer Bilderfülle, die sich sehen lassen kann.

W. Bronnenmeyer

FRIEDRICH CERHA: «BAAL». Premiere 3. Juni 1984. Musikalische Leitung: Wolfgang Gayler; Inszenierung: Götz Fischer; Bild und Kostüme: Reinhard Heinrich. Fabio Giongo (Baal), Heinz-Klaus Ecker (Ekart), Gudrun Ebel (Sophie), Gail Steiner (Johanna), Karen Rambo (Luise), Inghild Horysa (Emilie Mech, Junges Weib), Kurt Leo Sourisseaux (Geistlicher), Christa Puhmann-Richter (Baals Mutter), Marita Král (Ältere Schwester, Lupu) Karlheinz Thiemann (Mech, Geheimpolizist, Erster Mann) u. v. a.

Nürnberg: Szene aus Cerhas «Baal» mit (vorne) Fabio Giongo in der Titelpartie – Foto Guttenberger